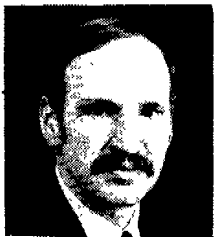


Sexualwissenschaft: Für

Der vertieften Auseinandersetzung mit dem Thema Sexualität ist unser

In Zürich will ein Professor das Thema Sexualität wissenschaftlich vertiefen. Am letzten Samstag hat Claus Buddeberg, der neue Professor für Psychosoziale Medizin an der Universität Zürich, seine Antrittsvorlesung mit dem Titel «Der Sex – das Sexuelle – die Sexualmedizin» gehalten. Das Thema betrifft ein vor allem in der Deutschschweiz vernachlässigtes Gebiet.

■ VON BARBARA LUKESCH



Claus Buddeberg

Claus Buddeberg will ein Zeichen setzen: «Ich möchte gezielt auf eine wissenschaftliche Disziplin aufmerksam machen, die bisher vernachlässigt wurde.»

Zwar kann auch Buddeberg, von Haus aus

Psychiater, nur ein Viertel seiner Arbeitskapazität der Sexualwissenschaft, diesem von ihm speziell betriebenen Forschungsgebiet, widmen. Bereits das hält er aber für ein positives Signal: «Die Offenheit der Erziehungsdirektion gegenüber der Sexualwissenschaft stimmt mich optimistisch.»

Aids macht's möglich

Erst Aids, die sexuell übertragbare Infektionskrankheit, hat Politiker, Wissenschaftler und Ärzte von der Notwendigkeit überzeugt, dem Fachgebiet Sexualität mehr Aufmerksamkeit zu schenken. «Aids», so Felix Gutzwiller, Leiter des Zürcher Instituts für Sozial- und Präventivmedizin, «hat eine Schrittmacherfunktion für die Erforschung der Sexualität bekommen.»

Je weiter sich die Krankheit auch bei uns ausbreitete, um so klarer konstatierten die Verantwortlichen, dass es an Grundlagendaten zur Sexualität der Schweizer Bevölkerung mangelt. Empirische Sexualforschung fehlt in der Schweiz nahezu vollständig. Der Kinsey-Report über das Sexualverhalten der Männer und Frauen in Zürich, Bern, Luzern und Genf steht noch aus.

Um diesem Missstand abzuwehren, begann das Lausanner Institut für Sozial- und Präventivmedizin 1991 mit einer Bestandaufnahme der Sexualforschung in der Schweiz. Danach nimmt die auf Aids reagierende Sexualforschung den breitesten Raum ein: Aids und das Sexualverhalten Jugendlicher, Sextourismus und Aids, Kondombenutzung in den Zeiten von Aids. «Risikolust Aids» lauten unter anderem die Themen, an denen gearbeitet wird. An einem Workshop, der auf die Erhebung folgte, wurde die Absicht geäussert, eine Repräsentativuntersuchung zum Sexualverhalten der

Deutschschweiz

Land bisher weitgehend ausgewichen

Schweizer Bevölkerung durchzuführen. Felix Gutzwiller: «Unter dem Druck von Aids ist es heute möglich, für solche Forschungsarbeiten sogar Bundesgelder zu erhalten.»

Neuland

Aber: Nicht bloss auf Aids reagieren

Was sich so positiv präsentiert, hat auch seine Schattenseiten. Professor Gunter Schmidt, Sexualwissenschaftler in Hamburg, hält eine Sexualforschung, die ausschliesslich auf Aids reagiert, für fatal. Sie führe zu einer «Vermessung der Sexualität»: «Fragen, ob es nun sieben oder neun Prozent der Männer sind, die Analverkehr haben, oder ob zehn oder

fünfzehn Prozent regelmässig Seitensprünge machen, sind wissenschaftlich gesehen irrelevant und meiner Meinung nach auch gesundheitspolitisch nur scheinbar von Bedeutung.» Am Beispiel der Homosexuellen, die in den Anfängen der Aids-Forschung «ihr Sexualverhalten monatlich auf den Tisch legen mussten», sei deutlich geworden, wozu diese Art der Sexualforschung diene: «einzig zur Kontrolle».

Wer immer dann reagiert, wenn im Zusammenhang mit Sexualität Störungen auftreten, betreibt Sexualwissenschaft als reparative Disziplin. «Das», so Claus Buddeberg, «war in der Deutschschweiz bisher der alleinige Motor des Handelns. Zum Thema wurden folglich sogenannte Perversionen, Sexualstörungen wie Lustlosigkeit oder Impotenz oder jetzt im Bereich der Infektionskrankheiten Aids.»

Wichtige Aufgaben zuhauf

Auf der Strecke blieb beispielsweise die breit angelegte Sexualinformation, die dazu dienen könnte, die Zahl der unerwünschten Schwangerschaften zu reduzieren. Oder die Einführung des Pflichtfachs Sexualerziehung an den Schulen. Schweizer Forschungsergebnisse zu Sexualität im Alter, Sexualität bei Behinderten und Chronischkranken, zu Homosexualität fehlen nahezu ganz. Wer erforscht die explosionsartige Nachfrage nach telefonischem 156er-Sex? Wer setzt die Tatsache, dass die Hälfte der ratsuchenden Frauen bei der Sexualmedizinischen Sprechstunde am Universitätsspital Zürich (siehe Kasten) über sexuelle Lustlosigkeit klagt, in Beziehung zu gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen?

Buddeberg halt all das für «wichtige Aufgaben, die erst noch in Angriff genommen werden müssen». Mangels finanzieller und personeller Mittel müssten allerdings solche Forschungsprojekte vertagt werden: «Das können im besten Fall unsere mittelfristigen Ziele sein.» – Wenn überhaupt. Schliesslich fiel die 50-Prozent-Stelle eines zusätzlichen Sexualwissenschaftlers, die man Buddeberg im Verlauf seiner Berufungsverhandlungen

in Aussicht gestellt hatte, gemäss Angaben der Erziehungsdirektion den Sparmassnahmen des Kantons Zürich zum Opfer.

Angebote für Therapie und Ausbildung verbessern

Seine kurzfristigen Ziele sieht der Professor in einem Bereich, in dem bereits Vorarbeit geleistet wurde: Er will das Behandlungsangebot für Patienten und Patientinnen verbessern, die sich mit sexuellen Problemen an Ärzte, Psychotherapeuten oder an die Sexualmedizinische Sprechstunde des Universitätsspitals Zürich wenden. Um das zu erreichen, will er die sexologische Ausbildung der Medizinstudenten und die sexualmedizinische Fortbildung von Allgemeinpraktikern und Fachärzten intensivieren.

Schon heute ist das Thema Sexualmedizin, wenn auch in bescheidenem Masse, in das Medizinstudium integriert. An der Universität Zürich behandelt es Buddeberg im Rahmen von 14 Vorlesungsbeziehungsweise Kursstunden. Dem Thema sexuelle Gewalt widmet er beispielsweise eine Doppelstunde. Buddeberg sagt: «Immerhin». Andere monieren: «Indiskutabel».

Für Ärzte und Ärztinnen besteht bereits seit 15 Jahren das Angebot eines Dreijahreskurses zum Thema «Möglichkeiten und Grenzen sexualmedizinischer Tätigkeit in der Hausarztpraxis», der allerdings nur gerade sechs Kurstage umfasst und an dem maximal 18 Personen teilnehmen können. Zusätzlich werden Halbtageskurse zu Sexualmedizin und Gesprächsgruppen angeboten.

Mangelnde Kenntnisse in Allgemeinpraxen

Dass es an sexualmedizinischen Kenntnissen in Schweizer Allgemeinpraxen mangelt, bestätigt die überwiegende Zahl der Ärzte und Ärztinnen, die im Rahmen einer Studie 1980 und 1990 dazu befragt wurden. Auch 1990 noch beurteilen sie ihre sexualmedizinische Kompetenz mehrheitlich als «kritisch». Eine ernüchternde Aussage, wenn man bedenkt, dass gemäss internationaler Untersuchungen zwischen 20 und 50 Prozent aller Patienten, die wegen unterschiedlicher gesundheitlicher Störungen den Arzt aufsuchten, gleichzeitig unter längerdauernden sexuellen Funktionsstörungen litten.

Wer sich gar als Sexualtherapeut spezialisieren will, findet in der Deutschschweiz nicht einmal eine Ausbildungsstätte. Auch an den Universitäten von Bern und Basel sind es einzig kleinere sexualmedizinische Sprechstunden, die sich dem Thema Sexualität widmen. Entsprechend dünn gesät ist die Zahl der Experten und Expertinnen, und das bei einer deutlich steigenden Nachfrage.

Der Zürcher Psychiater Peter Gehrige, spezialisiert auf die Behandlung sexueller Störungen, sagt: «Es gibt keine strukturierte Ausbildung zum Sexologen. Die Interessierten müssen sich Wissen und Kompetenz mittels eigener Initiative aneignen.» Gehrige hatte die Möglichkeit, während zweier Jahre als Assistentenarzt im Team des Sexologen und Psychoanalytikers Willy Pasini (siehe Kasten) in Genf mitzuarbeiten. Zusätzlich hat er einen Kurs an der Abteilung für Sexualforschung an der Universität Hamburg belegt. Mit dem Kontakt zur «Deutschen Gesellschaft für Sexualfor-

BILD: PETER STÜCKLI

schung», dem Besuch von Kongressen und der Lektüre von Fachpublikationen hält Gehrige sich auf dem laufenden.

Deutschland ist weiter

Die Situation in Deutschland präsentiert sich teilweise erfreulicher. In Hamburg und Frankfurt existieren zwei universitäre Abteilungen, eine dritte, kleinere in Kiel kommt dazu. Drei wissenschaftliche Gesellschaften dienen dem Austausch und der Vernetzung der Forschenden und Lehrenden, die «Zeitschrift für Sexualforschung» geniesst internationale Anerkennung, und Sexualwissenschaftler wie Hans Giese, Volkmar Sigusch, Günter Amendt, Gunter Schmidt oder Martin Dannecker sind einem breiten Publikum bekannt und finden mit Stellungnahmen immer wieder den Weg in die Massenmedien.

Doch Professor Schmidt warnt vor zu grossem Optimismus. Erst vor kurzem sei das Projekt eines «Instituts für Geschlechter- und Sexualforschung» an der Ostberliner Humboldt-Universität «wegen finanzieller und sonstiger Querelen sang- und klanglos gekippt worden». Im Bereich der Sexualforschung fehle es immer noch an Grundlagen.

Noch immer ein Tabu

Ganz offensichtlich erhält das Thema Sexualität innerhalb des deutschsprachigen Wissenschaftsbetriebs nicht die Aufmerksamkeit, die ihm gebührt. Dies obwohl die sexuelle Liberalisierung der 70er Jahre dazu geführt hat, dass immer mehr Männer und Frauen offener darüber sprechen und bei Problemen Hilfe beanspruchen. «Heute», so Buddeberg, «erachten Paare eine befriedigende Sexualität für wesentlich wichtiger als frühere Generationen.»

Doch die Wissenschaft selber tut sich schwer. Rolf Gindorf, Autor von «Sexualwissenschaft heute»: «Zuerst muss der Sexualwissenschaftler Mut haben: Mut, sich eines noch immer tabuierten Gegenstands anzunehmen und dabei misstrauischen Fragen und hochgezogenen Augenbrauen zu begegnen. Ist sowas überhaupt seriös? Ist der nicht doch nur

ein professionell verkleideter Erotomane? Oder schlimmer noch: verkappt schwul? Nicht jeder kann oder will mit solchen Fragen leben.»

Die Angst vor der Sexualität

Buddeberg nennt weitere Gründe, warum die Sexualität akademisch nach wie vor gering geschätzt wird: So wirke die jahrhundertelange Tabuisierung der Sexualität und ihre Vereinnahmung durch die Kirche bis heute nach. Sexualität gelte immer noch als Bestandteil der Intimsphäre und werde vor dem Zugriff der Forschenden regelrecht geschützt. In der Folge habe sich daher nie eine Sprache entwickeln können, die dem Gegenstand angemessen sei: «Wir haben heute noch Mühe, Worte zu finden, um über Sexualität zu sprechen.» Zudem bestehe zweifellos die Angst, dass Sexualität zu bedrohlich werde, wenn man ihr grös-

sere Bedeutung beimesse: «Diesen Punkt», so Buddeberg, «halte ich für entscheidend.»

Sexualtherapeut Peter Gehrige ergänzt: «Sexualwissenschaft, die sich nicht darauf beschränkt, sexuelle Störungen zu medikalisieren, beinhaltet stets auch gesellschaftspolitischen Sprengstoff. Beispiel: das Frau-Mann-Verhältnis. Beispiel: Homosexualität. Wer, beispielsweise innerhalb der männerdominierten medizinischen Fakultät, will denn Auseinandersetzungen zu solchen Fragen?»

Verschiedene Schweizer Pioniere

„Dabei hat es in der Geschichte der Sexualwissenschaft immer wieder Schweizer gegeben, deren Wirken auf die eine oder andere Art deutliche Spuren hinterliess:

- Der Lausanner Arzt Samuel Tissot verfasste Mitte des 18. Jahrhunderts eine Schrift, in der er eindringlich vor den Gefahren des «Masturbationswahnsinns» warnte. Seinem Einfluss ist es zu danken, dass die Onanie während mindestens 150 Jahren als schädlich galt.

- 1905 veröffentlichte der Zürcher Psychiatrieprofessor Auguste Forel sein Buch «Die sexuelle Frage», in dem er eine äusserst liberale Einstellung zur Sexualität proklamierte und beispielsweise die Entkriminalisierung der sexuellen Beziehungen zwischen Jugendlichen sowie die Einführung der Homosexuellen-Ehe forderte. 1928 präsidierte Forel gemeinsam mit Magnus Hirschfeld, dem grossen deutschen Sexualreformer, die «Weltliga für Sexualreform» und propagierte in diesem Rahmen die Gleichberechtigung der Frau, das Recht auf Empfängnisverhütung und Sexualerziehung.

- Der Aussersihler Arzt Fritz Brupbacher machte Anfang dieses Jahrhunderts mit seiner Publikation «Kindersegen – und kein Ende?» im ganzen deutschsprachigen Raum von sich reden.

Seither ist es eher ruhig geblieben um die Schweizer Sexualwissenschaft. Ausländischen Beobachtern kommen heute in erster Linie Namen wie Buddeberg und Pasini in den Sinn: «Sehr traditionell und klinisch orientiert, aber sehr solid», taxiert Gunter Schmidt.

Zu Superlativen greift er hingegen bei der Einschätzung der beiden Ethnopsychanalytiker Fritz Morgenthaler und Paul Parin, die über Perversionen, Homosexualität, Aids und die Rolle der Sexualität im Rahmen der Psychoanalyse geschrieben haben: «Edelsteine», schwärmt Schmidt – aber eben keine Sexualwissenschaftler im strengen Sinn, die der bislang vernachlässigten Disziplin als Aushängeschild dienen könnten.

Die Sprechstunde in Zürich

Am Universitätsspital Zürich gibt es seit 1976 eine Sexualmedizinische Sprechstunde. Sie wurde auf Initiative von Jürg Willi eingerichtet und wird seit 1984 von Claus Buddeberg geleitet. Organisatorisch ist sie dem Departement für Frauenheilkunde angegliedert, durchgeführt wird sie teilweise von fünf Ärzten und Ärztinnen der Abteilung für psychosoziale Medizin.

Ratsuchende können sexuelle Störungen abklären und sich bei Bedarf an einen Psychotherapeuten überweisen lassen. Sie können eine Sexualberatung beanspruchen, die zwei bis fünf Konsultationen umfasst. Es werden auch Sexualtherapien angeboten, die in der Regel als Kurzpsychotherapien mit 10 bis 20 Sitzungen und wenn möglich als Paartherapien stattfinden.

Bis Ende 1992 wurde die Sprechstunde von 2200 Patientinnen und Patienten aufgesucht. In den letzten fünf

Jahren hat die Nachfrage dermassen zugenommen, dass bis zu sechsmonatige Wartezeiten in Kauf genommen werden müssen. Sexuelle Lustlosigkeit bei den Frauen und Erektionsstörungen bei den Männern führen seit je die Liste der Probleme an; rund die Hälfte aller Ratsuchenden artikuliert heute Klagen dieser Art.

Ob die Zahl der sexuellen Störungen generell zugenommen habe, lasse sich, so Buddeberg, nicht ermitteln. «Auf jeden Fall aber sind die Hemmungen, bei sexuellen Problemen Hilfe zu beanspruchen, deutlich kleiner geworden.»

Gemäss einer internen Auswertung ihrer Tätigkeit kommen die Verantwortlichen zum Schluss, dass ihre Sexualberatung und Sexualtherapie in etwa zwei Drittel der Fälle zu einer Besserung der sexuellen Funktionsfähigkeit und/oder sexuellen Zufriedenheit der Behandelten führt. (Luk)

Das Genfer Vorbild

Die Genfer «Abteilung der psychosomatischen Gynäkologie und Sexologie» von Professor Willy Pasini gilt weitherum als vorbildlich. Sie besteht seit mehr als 20 Jahren, ist an die Medizinische Fakultät der Universität angegliedert und trotzdem mindestens im Bereich der Forschung finanziell unabhängig. Dies dank einem hochdotierten Privatfonds.

Pasini, der gleichzeitig wissenschaftlicher Leiter der Familienplanungsstelle ist, steht einem Stab von 20 Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen vor. Im Zentrum der Abteilungsarbeit stehen die Therapien; auf der Familienplanungsstelle wird mehrheitlich präventiv gearbeitet. Hinzu kommen Ausbildungsaufgaben. So ist Pasini verantwortlich für die Einführung der Medizinstudenten in die Sexologie, die 26 Kursstunden umfasst. Willy Pasini ist Psychiater, Psychoanalytiker und Sexologe.

Er publiziert nicht nur in Fach-, sondern auch in Publikumsverlagen. Sein Buch «Lust auf Nähe – Die neue Sehnsucht nach Zweisamkeit» (Econ-Verlag) hat eine Auflage von über 100 000 erreicht.

Warum war in der Romandie möglich, was in Zürich immer noch undenkbar ist? Claus Buddeberg: «Ich glaube, da spielt der Mentalitätsunterschied eine Rolle. In den lateinischen Ländern hat man ein natürlicheres Verhältnis zur Sexualität als im puritanischen deutschsprachigen Raum.» In Genf sieht man das nüchterner. Die Initiative von Pasini, die Unterstützung durch den damaligen Dekan der Medizinischen Fakultät und die Stiftung eines Privatfonds durch den Genfer Maurice Chalumeau, der sein Geld ausschliesslich für Forschungszwecke verwendet wissen wollte, seien das glückliche Zusammentreffen gewesen, das die Gründung ermöglicht habe. (Luk.)